

In Israel entdeckten wir den Diebstahl: Es fehlten eine Tasche mit Unterwäsche, eine blaue Jacke und der von der Autorin signierte hebräische Gedichtband „Wir, heimatlos“. Man könnte mir vorwerfen, dass ich den Koffer in Berlin nicht verschlossen hatte, aber Unterwäsche und Gedichte sollten unantastbar sein. Für einen Moment fragte ich mich, ob der Diebstahl in Deutschland, im Gelobten Land oder irgendwo dazwischen stattgefunden hatte. Aber egal. Wir kauften neue Unterwäsche und kehrten erschöpft ins Hotel zurück.

Es war heiß. Die Straßen von Tel Aviv waren durch Bauarbeiten für die neue Straßenbahn verunstaltet: offene Baugruben, Bulldozer, steckengebliebene Autos. Die Hauptstraßen waren oft gesperrt. In einigen Vierteln reihte sich eine Bar an die andere, mit leuchtenden Schildern und Musik, die auf die Straße drang. Braun gebrannte Menschen mit nackten Oberkörpern kamen vom Strand, Elektroroller schlängelten sich zwischen den Fußgängern hindurch. Regenbogenfahnen wehten neben israelischen Flaggen. Entlang der Dizengoff-Straße waren Bänke mit großen Teddybären besetzt, ein Protest nach dem 7. Oktober. Die schwarzen Augenbinden der Bären waren verschwunden, ihre Blicke irrten durch die heiße Straße, die Bilder der entführten Kinder wehten davon, das Blut in ihren Herzen war in der Sonne geronnen.

Die ersten zwei Tage stand ich unter Schock. Ich schlief kaum, traf mich mit Familienmitgliedern und redete ununterbrochen, wie ein ausgehungertes Tier, das nicht aufhören kann zu fressen. Ich redete, aber eigentlich verschlang ich die Worte, meine Gedanken waren aus dem Gleichgewicht. Nein, ich hatte keine bewusstseinsverändernden Substanzen eingenommen, ich war nur mit einer überbelegten nationalen Fluggesellschaft geflogen, die mit dem Slogan „Am meisten zu Hause in der Welt“ wirbt.

Auf dem letzten Flug hierher, als das Land noch vom frischen Blut des 7. Oktobers blutete und die Wunden der Proteste gegen den Staatsstreich leckte, sagte die Stewardess auf Hebräisch bei der Landung: „Liebe Passagiere, willkommen zu Hause.“ Und gleich darauf auf Englisch: „Dear passengers, welcome to Israel.“

Diesmal war ich am Berliner Flughafen von Passagieren und deutschen Polizisten mit Gewehren umgeben. Die Pride-Touristen blieben dieses Jahr aus, und wie bei jedem Flug in ein „Kriegsgebiet“ schienen die meisten Passagiere dort Ansässige zu sein. Alles verlief langsam, aber unruhig. Während des Flugs war ich nervös und konnte mich auf nichts konzentrieren. Ich dachte an meine Wahlheimat Berlin und an meine Geburtsstadt Tel Aviv.

Am Boden wirkte Tel Aviv kleiner als sonst. Alles war hektisch, eine endlose leere Party, Lärm, Leidenschaft ohne Sex. Ein verbrannter Geruch von Angst lag in der Luft, Schuldgefühle, die sich in Wut verwandelten oder umgekehrt, und vor allem Verzweiflung.

In den ersten beiden Tagen fiel es mir schwer, diesen Kontrast in all seinen Facetten zu ertragen. Ein Freund sagte zu mir: „Du weißt nicht einmal mehr, ob du eine Lampe an die Decke hängen sollst, denn wer weiß, was in zwei Wochen passiert.“

Evakuierte als Hotelgäste

Jeden Tag, wenn ich im Hotel duschte, beeilte ich mich, die Seife abzuwaschen, für den Fall, dass Alarm ausgelöst würde. Aus Aberglauben fragte ich die Direktorin nicht, wo der Schutzraum sei, ich wusste ja nicht, ob es einen gab. Das Fitnessstudio war da, aber die Klimaanlage war kaputt, was mich beunruhigte: In Israel funktioniert die Klimaanlage sonst immer. Ich erinnerte mich an meinen letzten kurzen Besuch vor ein paar Monaten, als meine Mutter ihren Geburtstag gefeiert hatte. Alle anderen Hotelgäste waren Evakuierte aus dem Süden, die nach dem 7. Oktober ihre Häuser verlassen mussten, und eine Frau über uns schrie die ganze Nacht „Komm, ich bring dich um!“ und schob Möbel gegen die Wand. Mein Herz klopfte vor Angst.

Diesmal war die Stadt anders, auf Hochtouren und in völliger Selbstverleugnung, als würde sie am Abgrund balancieren. Am Morgen des zweiten Tages ging ich ins Fitnessstudio und trainierte Arme, Schultern und Schulterblätter. Dann stieg ich auf ein Fahrrad und schwitzte, während ich über Kopfhörer die Nachrichten eines deutschen Radiosenders hörte, die mit der Eilmeldung über einen bevorstehenden Krieg zwischen der Hisbollah und Israel begannen. Mir wurde klar, dass ich mich nun an dem Ort befand, von dem die Nachrichten sprachen, und dass dieser Ort der einzige war, der sich der drohenden Katastrophe nicht bewusst war.

Ich schrieb: „Die Stadt, die ich bei diesem Besuch kennenlerne, feiert sich selbst in einer Art betäubtem Carpe Diem. Nur eine Minderheit protestiert gegen den Krieg, gegen die Regierung, die das Volk verraten hat, denn die Mehrheit ist sprachlos. Diese Stadt ist isoliert von dem Land, das sie hasst und für eine Blase hält, isoliert von der Welt, selbstgenügsam. Alles scheint mit einer Kreditkarte erreichbar, aber alles ist unerschwinglich, glühend heiß. Das Eis schmeckt wunderbar, aber es schmilzt sofort und tropft auf die Hand, das Essen in den Restaurants schmeckt einen Moment lang köstlich und wird dann bitter.“

Soll ich allen sagen, sie sollten gehen? Die halten mich sowieso für verrückt. Für einen Moment fragte ich mich, ob ich ein

Raubvogel bin, der mit den Toten der Zukunft spricht, ob ich der Todesengel bin, der Rattenfänger von Hameln oder einfach nur ein Dummkopf, der nicht weit genug sieht? Ein Angststadium, der nicht begreift, dass dieser Ort seit seiner Gründung immer im Krieg war, dass die Menschen hier nichts anderes kennen – aber dieser Ort hat immer überlebt, auch wenn alles verloren schien.

Als ich durch die Straßen ging, tauchten die Gesichter der Geiseln von Gaza auf Straßenschildern auf, blinkten auf Neonreklamen und wurden bei Demonstrationen auf dem Kaplan-Platz hochgehalten. Über allem schwebte ihr Bild. Sie sind die Märtyrer, deren Namen, Geschichten und Familien wir alle kennen. Wir kennen die Mütter, die die Autos der Abgeordneten blockieren und schreien: „Wenn mein Sohn nicht lebend nach Hause kommt, werde ich dich bis zu meinem letzten Tag verfolgen!“ Aber die Abgeordneten kleben an ihren Sitzen wie Balzacs Bankiers, für die „das Herz ein Organ wie jedes andere“ ist.

Die Geiseln sind unser aller Altraum, unsere Angst, unsere Schuld. Wenn der Tod eines von ihnen bekannt wird, bitten wir alle kollektiv um Vergebung; sie sind der Beweis dafür, was uns und unseren Lieben passieren kann, egal wie oft wir gegen den Krieg in Gaza protestiert haben. Einige Geiseln wurden von der israelischen Armee gerettet, andere versehentlich von unseren eigenen Streitkräften erschossen. Einige wurden im Nachhinein für tot erklärt, andere tauchen gelegentlich in infernalischen Videos auf: ein junger Mann, dem die Hand abgehackt wurde und der bitterlich weint, oder junge Frauen, die blutüberströmt und verwirrt sind.

Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Bus zu einem Termin in Jaffa. Rechts erstreckte sich die Strandpromenade im Copacabana-Stil, und in der Ferne waren die Minarette der Moscheen von Jaffa zu sehen. Der überfüllte Bus bewegte sich kaum. Die Klimaanlage blies, und während der holprigen Fahrt versuchte ich immer wieder, den QR-Code mit der App zu scannen. Ich stieg am Platz des Uhrturms von Jaffa aus, der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts zu Ehren von Sultan Abdülhamid II. errichtet wurde. Der Turm war von Regenbogenfahnen umgeben, Menschen überquerten den Platz, Autos hupten, und die Sonne brannte erbarmungslos. Ich kam fünfzig Minuten zu spät – eine unbedeutende Zeitspanne nach mediterranem Maßstab.

Narbe zwischen Jaffa und Tel Aviv

Nach dem Termin machte ich mich auf den Weg in den Norden. Zuerst schlenderte ich über den Flohmarkt von Jaffa. Ein lauer Abendwind wehte durch die Gassen. Die Restaurants waren voll, aber im Gegensatz zu Tel Aviv herrschte hier eine langsamere Atmosphäre, die ich aus den Jahren, in denen wir in Jaffa lebten, kannte und liebte. Dann ging ich die Promenade entlang, die Narbe zwischen Jaffa und Tel Aviv. Zu meiner Linken erstreckte sich das Mittelmeer. Die Bewohner Jaffas – Araber und Juden – gingen spazieren, unterhielten sich, machten Picknick, fuhren Fahrrad, spielten Musik, führten ihre Hunde aus, rauchten Wasserpfeife. Ein stämmiger junger Mann ging mit einer Schlange um den Hals und zog alle Blicke auf sich. In der Luft lag der Geruch des Meeres. Das war Jaffa, wie

ich es kannte. Und für einen kurzen Moment fühlte ich mich friedlich.

Am nächsten Tag begannen die Gespräche in der Lobby des Hotels. Dory, Jessica und ich stellten unseren Verlag Altneuland vor, den ersten hebräischsprachigen Verlag, der seit 1948 außerhalb Israels gegründet wurde. Wir gehören zu keinem Land, sagte ich. Wir sind in Deutschland verwurzelt, aber auch in den USA und Israel, und wir arbeiten mit allen zusammen, die unsere Weltanschauung teilen und etwas Neues schaffen wollen.

Die Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der Lobby hatten verzweifeltes Gesicht. Im Gegensatz zu dem, was viele denken, sind sie nicht realitätsfremd, sondern verstehen das Ausmaß der Katastrophe sehr gut. Aber werden sie wirklich aufgeben, was sie hier haben, und mit uns kommen?

Leise Gespräche über Gegenwart und Zukunft. Sie sagen mir, dass sie nicht gehen wollen, aber vielleicht müssen sie. Dann, wenn sie müssen ..., sie suchen nach Worten. Ich weiß es. Wir sind ihre Rettungsleine, ihr Pass. Mehr als ein Pass, denn ohne Staatsbürgerschaft kann man vielleicht leben, aber ohne Muttersprache ist man tot. Sie werden ihre Karriere aufgeben, ihr ganzes Leben. Sie werden ihre Kinder aus der Schule reißen, weg von ihren Freunden, von ihrer Muttersprache. Sie werden Großmütter, ungeschickte Tanten, hinkende Onkel, die verachtet werden und schließlich in Armut sterben, Nachkommen zeugen, aber sterben, bevor sie ihre erfolgreichen Enkel sehen.

Ich schenke ihnen frisches Wasser ein. Kommt zu uns in die Diaspora, möchte ich sagen, meine Familie hört nicht auf mich, aber vielleicht kommt ihr? Erst ges-



Soll man ihnen sagen, dass sie Israel verlassen und in die Diaspora gehen sollen? Ein Frühsommertag im alten Hafen von Jaffa, einem gemischt jüdisch-arabischen Stadtteil von Tel Aviv.

Foto dpa

Wer wird diese Worte lesen, und in welcher Sprache?

Rückkehr nach Jaffa
Von Moshe Sakal

tern hat mein Vater gesagt, ich sei verrückt. Wo sollen wir denn hingehen, schimpft er, die ganze Welt hasst uns. Ich erkläre ihm wie ein kleines Kind: Die Welt ist groß, da gibt es alle möglichen Leute. Er schaut mich an und sagt: In Europa haben sie dir das Gehirn gewaschen.

Sie werden nie gehen. Jedes Mal sage ich mir: Präge dir alles ein, die Häuser, das Haus, die Zimmer, die Bilder, die Briefe, den Geruch. Als ich mein Elternhaus verließ, war es schon spät in der Nacht. Ich ging zu einem Baum, den ich in der Grundschule gepflanzt hatte, als ich acht Jahre alt war, am Tu B'Schwat, dem Neujahrsfest der Bäume. Der Baum war schon groß, und ich auch. In der Dunkelheit wollte ich seinen Stamm umarmen. Ich lehnte mich an ihn, etwas bewegte sich in meinen Lenden, und sofort wich ich mit kleinen Schritten zurück. Im Dunkeln knackten die Äste unter meinen Füßen.

Präge dir alles ein, sage ich mir

Am Samstag um sieben Uhr morgens klingelte der Wecker. Die Vorhänge des Hotelzimmers waren zugezogen. Während ich mir die Zähne putzte, vibrierte das Telefon, und auf dem Display erschien das Gesicht von Daniel, dem Sohn meiner Schwester, dem Bar-Mitza-Jungen. „Onkel Moshe, ich habe angerufen, um zu sehen, ob ihr wach seid.“ „Natürlich sind wir wach, mein Schatz“, antwortete ich mit Nachdruck. „Gut, wir gehen in die Synagoge.“ „Viel Glück, Danieli“, sagte ich zu ihm.

Eine Stunde später stand ich mit den Frauen der Familie auf der Empore der Synagoge und wiegte Ethan, meinen Neffen, der vor einigen Monaten zu früh zur Welt gekommen war. Unten standen die Männer in ihren Tallitot und warteten auf das Hauptereignis. Ein Mann, dessen Tallit mit Perlen besetzt war, reflektierte das Licht. Draußen war es höllisch heiß, aber die Klimaanlage funktionierte. Als ich mit dem Taxi ankam, hatte ich Kopfhörer auf, und die Männer sagten mir, ich solle sie abnehmen. Ich wandte mich ab und ging auf die Frauenempore, wo ich bis zum Ende des Gottesdienstes blieb.

Während Daniel aus der Thora las, stand sein Vater – mein Schwager – zu seiner Rechten, die Hand auf seiner Schulter, voller Stolz und Unterstützung. Dieser Junge, den ich seit seiner Geburt kenne, war überglücklich, dass der Berliner Onkel für ihn gekommen waren. Ein Junge mit einem reinen Herzen. Auf der Frauenempore war zusätzlich zu der bereits vorhandenen Brüstung eine weitere Absperrung errichtet worden, die die Sicht erschwerte, und ich stand auf Zehenspitzen, um zu sehen, was unten vor sich ging. Als Daniel aus der Thora zu lesen begann, warfen meine Mutter, meine Schwester, meine Schwägerinnen und ich Süßigkeiten nach dem Bar-Mitza-Jungen, der lächelnd den Kopf neigte. Die Neffen, vier und fünf Jahre alt, rannten los, um die Süßigkeiten auf Plastiktellern einzusammeln, und setzten sich dann in eine Ecke, um zu naschen.

In zwei Tagen verlassen wir Tel Aviv und kehren nach Berlin zurück, aber vorher nehmen wir noch an der Buchvorstellung von „Wir, heimatlos“ von Sivan Beskin teil. Nach der Veranstaltung kommen Valerie und Omer auf mich zu. Valerie sagt, dass das Abendessen mit Dory und mir in Berlin vor einem Jahr eines der wenigen positiven Dinge ist, an die sie sich seitdem erinnern kann. Omer fragt mich, wann ich einen neuen Roman veröffentlichen werde, und ich bin sprachlos. Ich

erzähle, dass ich einen mit dem Titel „Geister“ geschrieben habe, aber seit dem 7. Oktober nicht mehr darauf zurückkommen konnte. „Dann veröffentliche ihn“, sagt er. Wie soll ich ihm in seiner und meiner Muttersprache erklären, dass es mir schwerfällt, auf Hebräisch zu publizieren, dass ich zwischen den Sprachen jongliere – scheinbar, um mich an die Welt anzupassen, in der ich jetzt lebe, in Wirklichkeit aber, um vor diesem Ort zu fliehen, dessen stärkstes Merkmal die hebräische Sprache ist? Wie viel Gewalt tue ich mir an, wenn ich den Menschen nicht erlaube, das, was ich zu sagen habe, in meiner eigenen Sprache zu lesen? Ich habe einen hohen Preis für meine Freiheit bezahlt. Wer wird diese Worte lesen, und in welcher Sprache?

Am Abend vor meiner Abreise sitze ich mit meinen Eltern zusammen. Wie bei jedem letzten Treffen vor meiner Rückkehr nach Berlin ist die Atmosphäre still und bedrückt. Meine Mutter sitzt mit ihrem Laptop neben uns und kämpft mit Google Drive. Sie bittet mich, ihr beim Filesharing zu helfen, und ich erkläre ihr, dass diese Plattform einen in den Wahnsinn treiben kann.

Mein Vater steht auf, bringt mir Schlaf-tabletten und warnt mich vor der Sucht. Und ich erinnere mich, dass mein Vater früher für mein Aufwachen verantwortlich war – er ging von Zimmer zu Zimmer, eine silberne Glocke zwischen den Fingern, läutete die Glocke und sang leise: „Boker Or, Boker Or“ (Guten Morgen, guten Morgen). Heute ist er mein Schlaf-tabletten-Dealer. Ich liege auf dem Sofa, meine Eltern sitzen mir gegenüber und bauen Stress ab, indem sie Sonnenblumenkerne knacken. „Freust du dich, ins Ausland zu gehen?“, fragt mein Vater. „Ich gehe nach Hause“, antworte ich.

Ich erinnerte mich an unser Gespräch vor fünf Jahren, am Abend vor meiner Abreise nach Berlin: Mein Vater fragte halb lächelnd, halb ernst: „Und, verlässt du das Land einfach so?“

Und seine blauen Augen sagten: „Verlässt du mich einfach so?“

Es war nicht die Kluft der Generationen, die uns trennte, es war eine andere Kluft.

„Es ist ein Land, das seine Bewohner frisst“, sagte ich zu ihm. „Das sagst du immer!“

„Vielleicht“, antwortete er, „aber auch wenn es ein Land ist, das seine Bewohner frisst, heißt das noch lange nicht, dass man es verlässt.“

Bevor ich diesmal abreise, bitten mich meine Eltern, ein Selfie von uns dreien zu machen.

Am Ben-Gurion-Flughafen lege ich meinen Pass auf die Glasplatte und schaue in die Kamera. Kurz bevor mein Gesicht auf dem Bildschirm erscheint, sehe ich das Bild einer männlichen Geisel – Teil der Kampagne für seine Freilassung. Es ist das Letzte, was ich sehe, bevor sich die Türen öffnen und ich auf die andere Seite trete.

Auf dem Weg zum Abflug stehen auf beiden Seiten Fotos der Geiseln mit ihren Namen und dem Ort, von dem sie nach Gaza verschleppt wurden. Dory und ich sitzen am Abfluggate und trinken Kaffee. Um die Tische herum geht ein junger Polizist mit einem Gewehr, den Finger am Abzug.

Zwei Tage später, in Berlin, schicke ich meinen Eltern unser Selfie. Meine Mutter antwortet mit einem lila Herz. Mein Vater schreibt: „Sehr schönes Foto, mein Lieber.“

Moshe Sakal, geboren 1976 in Tel Aviv-Jaffa, ist Schriftsteller und lebt in Berlin.